

Frauenstimme

Nr. 18 * 46. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

19. September 1929

Vergiftetes Volk.

Das ist eine Erinnerung aus meiner Kinderzeit: Mitten in der Nacht wurde ich durch einen lauten Schlag aus dem Schlaf geweckt. Und dann ging ein Höllenspektakel los: In der Kellerwohnung unter uns klirrte zerbrechendes Geschirr, trachten stürzende Möbel, dazwischen fielen dumpfe Schläge, Kinder schrien gellend auf, eine Frau versuchte beruhigend zu sprechen, eine heisere Stimme schrie wüste Schimpfworte, darn wieder Schläge, schließlich öffnete sich knarrend eine Tür und schlug mit hartem Knall wie-

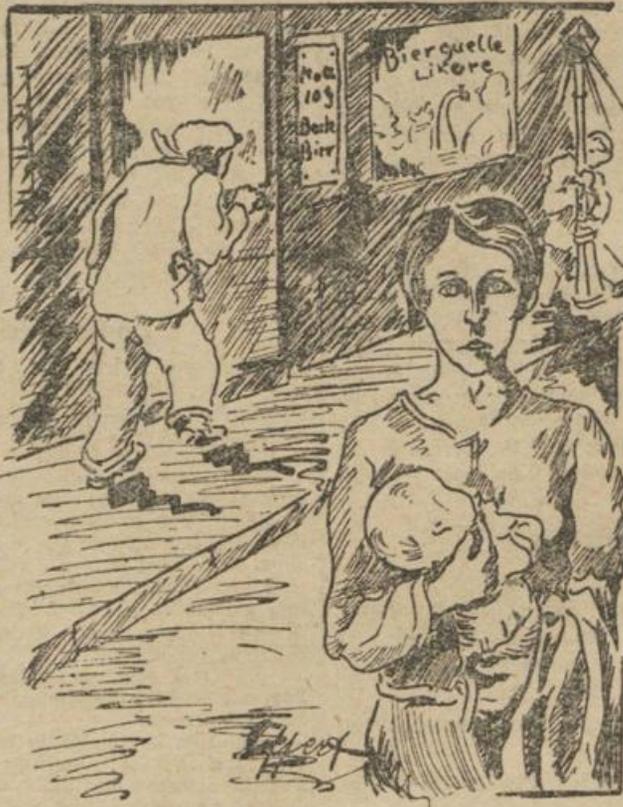
der ins Schloß. Notdürftig angezogen ging meine Mutter auf den Treppentritt hinaus. Da stand eine magere, verhärmtete Frau; eine blutige Schmarre lief über ihre Stirn, zwei elende Kinder klammerten sich verängstigt an sie; unten in der Wohnung trachten noch immer die Möbelstücke, die Frau jammerte auf, schlug mit den Händen noch immer gegen die Kellertür: „Mach' doch auf, Vater, sei doch vernünftig! — Ach Gott, ach Gott, nu nimmt er's Beil — kein Stück bleibt mehr ganz... sei doch bloß gut, Paul, Paul, komm doch zu dir...“ Bon drinnen hörte man nach jedem Krach bloß ein befriedigtes Grunzen. Jammern wandte sich die Frau an meine Mutter: „So is er schon lange nich gewesen — wenn er bloß das verfluchte Saufen lassen würde — er ruiniert uns alle!“ Wir standen ratlos. Schließlich fragte meine Mutter: „Können Sie denn nicht zur Polizei gehen?“ Da lachte die Frau bitter auf: „Das hat ja keinen Zweck! Bis er nicht einen von uns todgeschlagen hat, kommt da keiner! Eher können sie nicht machen, hat man mir jesagt...“ Und aus ihrer Stimme sprach die ganze Hoffnungslosigkeit der Frau, die um die Existenz ihrer Familie und ihrer Kinder mit König Alkohol zu kämpfen hat.

Das war vor fünfundsiebzig Jahren. Trinkerfürsorge — das war damals ein unbekannter Begriff, und es war wirklich so, wie die elende Frau sagte: Die Polizei konnte, durfte nur eingreifen, wenn sich der Betrunkene auf der Straße ungebührlich benahm oder sich gegen ein Familienmitglied zum mindesten einer schweren Körperverletzung schuldig gemacht hatte. „Bloß“ so ein bißchen Prügel, „bloß“ die Zertrümmerung der Wohnung besagte bei Proletariern noch gar nichts. Es gab Abstinenzvereinigungen, ja; aber nirgendwo wurden sie durch die Autorität irgendeiner behördlichen Stelle unterstützt. Das ist nun anders geworden. Fast in jedem Bezirksamt besteht eine Trinkerfürsorgestelle, aber noch immer machen sich die meisten Menschen einen ganz falschen Begriff von der Trinkerfürsorge. Am meisten verbreitet ist wohl die Meinung, daß die Arbeit dieser Fürsorgestellen sich darauf beschränkt, mal einem total „verroffenen“ Menschen eine Entziehungskur aufzubrummen, und daß damit die Trinkerfürsorge erledigt sei. Vom wahren Umfang dieser Arbeit aber kann man sich nur eine Vorstellung machen, wenn man weiß, daß in der Fürsorgestelle

eines einzigen Bezirks 1550 Fälle in Bearbeitung sind — fünfzehnhundertfünfzig Fälle, von denen ein Teil schon jahrelang verfolgt und bearbeitet wird. Denn das ist das Charakteristische an der modernen Trinkerfürsorge: Sie hat begriffen, daß sich ihre Bemühungen durchaus nicht auf den Trinker selbst beschränken dürfen und daß alle Trinkerfürsorge umsonst ist, wenn nicht gleichzeitig die Fürsorge für die ganze Familie in den Aufgabenkreis hineinbezogen wird. Mit der Entziehungskur allein ist es ja nicht getan. Der

„geheilte“ Trinker kann nach einem Monat schon wieder dem Alkohol so schlimm wie nur je verfallen sein. Also muß der „Fall“ in dauernder Aufsicht bleiben. Und die ganzen Verhältnisse des Trinkers werden in dieser Zeit einer durchgreifenden „Sanierung“ unterzogen. Die Entziehungskur wird nur in ganz schweren Fällen angeordnet. Vielfach hilft schon die Unterstellung unter vorläufige Vormundschaft, der Zwang, sich in kurzen Zeitabständen auf der Fürsorgestelle vorzustellen, die dauernde Kontrolle durch unregelmäßige, überraschende Besuche des Fürsorgers oder Vertrauensmannes der Fürsorgestelle. Oftmals bekommt die Frau einen Schein, in dem ihr bestätigt wird, daß ihr Mann ein brutaler und gewalttätiger Trinker ist — und die Vorzeigung dieses Scheines sichert ihr auf jeder Polizeiwache zu jeder Stunde die Gewährung von Schutz und Hilfe. Nötigenfalls wird der Mann sofort in Schutzhaft genommen. Mit allen Einrichtungen der Wohlfahrtsämter arbeitet die Trinkerfürsorge eng zusammen: Sie sorgt, wenn der Mann in einer Heilstätte untergebracht werden muß, dafür, daß die Frau unverzüglich Familien-

die Unterbringung der Kinder in Erholungsheimen oder, wenn notwendig, in Psychopathenheimen. Ein Glied fehlt freilich in der Kette, und merkwürdigerweise das, mit dem sie eigentlich beginnen sollte: Wir haben noch keine Entziehungsanstalt für Rauschgiftsüchtige, die unter eigener Regie der Stadt steht, und so müssen die Entziehungskuren in anderen Anstalten gemacht werden, oftmals so, in reinen Privatanstalten. Das führt zu allerlei Unzuträglichkeiten, denn diese Anstalten sind teuer und manchmal, trotz aller Aufsichtsbehörden, wenig zuverlässig; dazu kommt, daß die Entziehungskuren hier oftmals nicht lange genug ausgedehnt werden können, um wirklich einen Dauererfolg zu garantieren. Noch ein anderes fehlt: Alkoholfreie Gaststätten in jedem Bezirk! Bisher gibt es nur eine, die wenigstens zum Teil mit städtischen Mitteln errichtet wurde: die Gaststätte des Arbeiter-Abstinenzbundes am Marstineplatz. In London nennt in seinem Buche vom „König Alkohol“ die Kneipe den „Klub des armen Mannes“; und das Verlernen dieser Aufgabe ist es, das die bisherigen privaten alkoholfreien Gaststätten so unpopulär machte: Sie waren teuer und — „ungemütlich“, sie boten tatsächlich kaum den bescheidenen Komfort einer einfachen, sauberen Kneipe,



Schwere Fürsorgearbeit.

Ein bezeichnender Fall, wie er gewiß auch anderswo vorkommen kann, wird in der Wiener „Arbeiterzeitung“ so berichtet: In Rudolfsheim (Wien 14) wohnt eine Frau, die fünf auferzehlende Kinder hat. Diese fünf Kinder haben drei Väter; einer ist Zuhälter, die zwei anderen sind Schwerverbrecher, gegenwärtig in Haft. Die Gemeinde Wien hat vier Kinder in Pflege, einen anderthalbjährigen Knaben behielt die Mutter. Die städtische Fürsorgerin besuchte nahezu jede Woche Mutter und Kind. Kürzlich wurde angezeigt, daß die Mutter ihren anderthalbjährigen Knaben in Wirtshäuser mitnehme, ihm Bier und Wein zu trinken gebe und daß die Wohnung von Prostituierten ständig benutzt werde. Die Frau wurde verwahrt. Am 4. d. M. kam die Fürsorgerin in die Wohnung und fand im Gitterbett den kleinen Knaben mit einer fremden Frau schlafend. Die Mutter gab zu, daß diese Frau eine Prostituierte sei! Schon früher wurde der Mutter wiederholt mit der Abnahme des Kindes gedroht. Das Jugendamt verfügte nach diesem haarsträubenden Vorfall die sofortige Entfernung des Knaben. Diese schwierige Aufgabe fällt der städtischen Fürsorgerin zu. Die Fürsorgerin versucht während des Tages wiederholt in die Wohnung zu kommen; sie ist versperrt. Erst um 8 Uhr abends trifft sie Mutter und Kind in der Wohnung. Mit einem Beamten betritt die Fürsorgerin den finsternen Raum. Sie muß selbst mit der Petroleumlampe Licht machen und will nun der Frau die Notwendigkeit der Abnahme des Kindes klarmachen. Aber die Frau, unterstützt von einigen männlichen Untermietern, verhindert schreiend und schimpfend jede Amtshandlung, stürzt sich auf die Fürsorgerin, und erst als zwei Polizisten die Wohnung betreten, gelingt es, die Frau zu bewegen, das Kind endlich anzukleiden. Aber immer wieder stürzt sich die Frau auf die Fürsorgerin, sie mit nicht wiederzugebenden Worten verfluchend. Das ganze Haus ist natürlich auf Gängen und Stiegen versammelt. Man hört nur eine Stimme: Recht ist es, daß man diesem Weibe das Kind nimmt. Der Frau gehört kein Kind! Schließlich wird die Frau auf das Polizeikommissariat gebracht. Sie hat scheinbar diese häßlichen Ausstritte mit Absicht herbeigeführt, denn dort wird sie plötzlich ganz ruhig, und ohne die geringste Erregung übergibt sie das Kind der städtischen Fürsorgerin, die es in die Kinderübernahmestelle bringt. Es ist ein harter Beruf, dem die städtischen Fürsorgerinnen Tag für Tag nachgehen.

Postmeisterin und Diktator.

Signorina Rosetta Ravanelli zählt zwanzig Lenze und war bis vor kurzem Hilfskraft beim Hauptpostamt Rom. Sie dachte gewiß nicht im Traume daran, daß eines Tages ihr Name fett gedruckt durch alle Zeitungen Italiens gehen und dazu beitragen würde, Reklame für Mussolini — wenn auch indirekt — zu machen. Das brave Fräulein hatte eine einzige Untugend: Mussolini hatte es ihr angetan! Ihr Interesse für den Duce war geradezu krankhaft. Und da ihr nie die Freude vergönnt war, den „Helden ihrer Mädchenträume“ zu sehen — sah sie doch tagein, tagaus hinter dem Schalter —, so wählte sie einen anderen Weg, um ihre krankhafte Neugierde wenigstens einigermaßen zu stillen: sie öffnete kurz entschlossen zwei Privatbriefe. Der eine war an den Ministerpräsidenten, der andere an seine Gattin, Donna Rachele Mussolini, gerichtet.

Das war nun ein schlechter „Scherz“, juristisch sogar ein Doppelverbrechen: Verletzung des Briefgeheimnisses und gleichzeitig der Beamtenpflicht.

Natürlich kam die Sache bald heraus. Man witterte zuerst eine Ver schwörung, mobilisierte die Kriminalpolizei und die Faschistendetachements und — ertappte die gefährliche „Attentäterin“ kurz darauf beim Öffnen eines dritten Briefes. Große Aufregung, große Empörung. Dann Schußhaft, Verhör und — Geständnis. Die Sünderin gestand unter tiefen Tränen den einzigen Beweggrund: sie sei eben in Mussolini unsterblich verliebt. — Da das dumme Mädel durch die Öffnung der an sich belanglosen Privatbriefe keinerlei „Staatsgeheimnisse“ erfahren hat, kam es mit einer verhältnismäßig geringen Strafe davon: sechs Monate Zuchthaus! Das Urteil war rechtssträflich.

Da kam die große Ueberraschung: Mussolini „winkte“, und Rosetta wurde begnadigt! Begründung: der eigentliche Beweggrund der verbrecherischen Tat sei „verzeihliche menschliche Schwäche“ gewesen. Und Mussolini hat nun einmal ein Verständnis für „Schwächen“! Der Knalleffekt ist restlos gelungen: das göttliche Volk klatschte Beifall, und die Zeitungen brachten Leitartikel über das gute Herz des Duce, der an so vieler Menschen Qual, Elend und Tod schuld ist.

Der Fieberrekord von San Franzisko. Einen einzigartigen „Fieberrekord“ stellte ein neunjähriges Mädchen in San Franzisko auf. Das Kind erkrankte an Scharlach, dazu kam eine schwere Blutvergiftung und das Fieber stieg auf rund 44 Grad. Wider Erwarten besserte sich nach einigen Tagen der Zustand des schwerkranken Kindes, die Temperatur sank und der behandelnde Arzt hofft, die bedauernde Rekordlerin am Leben erhalten zu können.

zudem waren sie meist mit dem Zwang zum vegetarischen Essen verbunden. Aber durchaus noch nicht alle Abstinenter sind Vegetarier. Diese Restaurants boten weder Musik, noch Geselligkeit, noch sonst irgendwelche Anregungen. Alles das aber sucht der Proletarier in „seiner“ Kneipe, und er findet alles — und außerdem den unheilvollen Tröster, der nur zu bald sein Herr wird. Darum ist die Eröffnung solcher alkoholfreier Gaststätten mit städtischer Beihilfe einer der nächsten Schritte zum Ausbau der Trinkerfürsorge. Freilich wird nur eine „rote“ Kommune das nötige Verständnis für die Notwendigkeit solcher Betriebe mit städtischer Unterstützung oder in städtischer Regie haben.

Bisher fehlt anscheinend selbst bei den städtischen Behörden noch viel zur richtigen Würdigung der Arbeit der Trinkerfürsorgestellen: Die Hauptarbeit bei der Betreuung der Trinkerfamilien, der dauernden Kontrolle der Trinker, muß von ehrenamtlichen Kräften geleistet werden — von Kräften, die aus allen Abstinenterorganisationen stammen — vom Guttempler bis zum Arbeiterabstinenter. Und diese ehrenamtlichen Helfer bekommen nicht einmal ihre Spesen ersetzt. Selbst wenn Aufwendungen, wie Abtransport eines Rabiaten im Auto oder ähnliche Dinge notwendig sind, bekommt der Helfer seine Spesen günstigenfalls nach wochenlangem Warten erst wieder. Welcher Proletarier aber ist in der Lage, so leicht eine größere Summe auszugeben — und bei seinem Einkommen sind schon ein paar Mark eine „größere Summe“! In der Praxis bedeutet das die Ausschaltung proletarischer freiwilliger Hilfskräfte in der Trinkerfürsorge, denn zu den Opfern an Zeit und Arbeit kann sich kaum noch ein Arbeiter den Luxus leisten, ins Wertlose Fahrgehalt usw. zu verauslagen, und so kleine Spesen, wie Straßenbahnfahrgehalt bekommt er überhaupt nicht ersetzt!

Nur dann aber wird die Umstellung von der „Wohltätigkeit“ zur Fürsorge vollendet werden können, wenn man in allen Ämtern endlich von der Idee frei wird, daß das Proletariat eben nur die Rolle des „Befürorgten“ zu spielen habe und daß für die Uebernahme eines Ehrenamtes ein gutgefüllter Geldbeutel die erste und unerläßliche Vorbedingung sei. Die Ärzte der Fürsorgestellen wissen, was es gerade in der Trinkerfürsorge bedeutet, daß hier für jeden Fall Menschen derselben Gesellschaftsschicht, ja, desselben Weltanschauungs- oder Religionskreises als Fürsorger einspringen können.

Charakteristisch: Als einziger Bezirk unter allen hat nur Zehlendorf noch keine Trinkerfürsorgestelle und man darf sich darauf verlassen: Je „roter“ ein Bezirk ist, desto mehr Verständnis wird hier diesem Dienst an der Volksgesundheit entgegengebracht. Aber erst dann wird Geld genug auch für alle Zwecke der Trinkerfürsorge vorhanden sein, wenn nicht mehr Wirte und Hausbesitzer im Stadtparlament die Arbeit der Sozialisten erschweren können — denn nur dann wird es selbstverständlich sein, daß die Sorge für die Rauschgiftsuchtigen wichtiger ist, als die Empfänge erotischer Herrscher.

R. E.

Trinkerfürsorgestellen.

- Mitte: Guttemplerorden, Liniensstr. 121.
Tiergarten: Turmstr. 21. Sprechstunden: Donnerstag 16—18 Uhr.
Wedding: Wattstr. 16. Sprechstunden: Montag 18—21 Uhr.
Prenzlauer Berg: Danziger Str. 64. Sprechstunden: Dienstag 9—12 Uhr, Mittwoch, Donnerstag 11—13 Uhr.
Friedrichshain: An der Schillingbrücke 2. Sprechstunden: Mittwoch 17—19 Uhr.
Kreuzberg: Am Urban 10/11. Sprechstunden: Montag 18—20 Uhr, Freitag 17—19 Uhr.
Charlottenburg: Berliner Str. 137. Sprechstunden: Dienstag und Freitag 17—19 Uhr.
Spandau: Damm 7.
Wilmersdorf: Berliner Str. 136/137. Sprechst.: Mont. 10—13 Uhr.
Zehlendorf: Keine.
Schöneberg: Neues Rathaus. Sprechstunden: Montag 18—20 Uhr.
Steglitz: Paulusstr. 38. Sprechstunden: Mittwoch 19—21 Uhr.
Tempelhof: Mariendorf, Marktgrafenstr. 11. Sprechstunden: Montag 17—18 Uhr.
Neukölln: Boddinstr. 66. Sprechstunden: Täglich 10—13 Uhr.
Treptow: Niederschöneweide, Grünauer Str. 1a. Sprechstunden: Mittwoch 13—14 Uhr.
Köpenick: Rathaus. Sprechstunden: Freitag 16½—17½ Uhr.
Lichtenberg: Türschmidstr. 24. Sprechstunden: Dienstag 19 bis 20 Uhr, Sonnabend 11½—13 Uhr.
Weißensee: Bistoriusstr. 17. Sprechstunden: Donnerst. 19—20 Uhr.
Pankow: Breite Str. 13. Sprechstunden: Montag 19—20 Uhr.
Reinickendorf-Ost: Hauptstr. 46. Sprechstunden: Sonnabend 18½ bis 19¼ Uhr.

Aphroditens Helferinnen.

„Wie werde ich jung, wie bleibe ich schlant?“ das ist der Schrei der heutigen Frauenwelt. Und was einstimmig gefordert wird, das gilt, und was gilt, das ist die Mode und die Mode ist ein Geschäft, wie jedes andere und sogar ein sehr gutgehendes. Zur Erreichung des heißersehnten Girltyps hat man all denen, die die „sweet seventeen“ bereits mehrfach überschritten haben, das gute Essen verboten, der Punitrollator ward erfunden und Mutter Mensendieck zur strengen Diktatorin der täglichen Gymnastikstunde gewählt.

Nun gehört aber, soll solch künstlich wiedererweckte Jugend auch glaubhaft erscheinen, vor allem ein glattes Gesicht zur Vervollständigung des Ganzen. Und das verschiedenartige Liniment, das sich im Laufe der Jährchen unter den Augen, um die Mundwinkel, die Nase entlang und auf der Stirne eingefunden hat, soll und muß verschwinden. Die Trägheit der Muskulatur und damit des Blutkreislaufes soll aufgepulvert werden und das geschieht, indem man mit Hilfe der verschiedensten fetthaltigen Mixturen die Gesichtshaut zwickt und zwackt, streicht und klopft, dämpft und kühl. Nun kommt es aber bei all diesen kosmetischen Kinkerlitzchen — wenigstens nach Ansicht derer, die aus dieser Wissenschaft ihr Dasein fristen — vor allem auf das Wie und Womit an. Wie soll man streichen und klopfen, zwicken und zwacken, womit soll man reiben und dämpfen und kühlen. Im Grunde ist die Sache höchst einfach, denn Dampf ist bekanntlich verdunstetes Wasser.

So wäre es eigentlich, so ist es aber nicht. Geniale Salbenschmierer und Billendreher haben fetthaltige Substanzen entdeckt, die wahre Wunder wirken. Dies tun sie auch, allerdings weniger auf die Gesichtshaut als auf des Herstellers Geldbeutel. Nachdem jedes Kind einen Namen haben muß, möglichst einen erotisch klingenden, so entwickelte sich im Laufe der kosmetischen Haufe eine wahre Legion von Wundercremes, geschmückt mit eigenartig-schönen Namen, ruhend in noch viel schöneren Näpchen, Tüchchen, Flakone oder Tiegelchen. Und jeder Tag bringt ein neues Wunder auf den Markt, von jeder Liffassäule strahlt uns ein jugendfrisches, holdes Jungmädchenantlitz entgegen, das ruft uns zu: „So schön kannst du sein, wenn du es nur willst und meine Creme benutzt,“ wer wollte da zaudern? Und so kaufen und kaufen sie, studieren und hören kosmetische Weisfagungen, lesen die modischen Breviere, die Madame X. und Miß Y. aus ihrem reichen Wissen um die Schönheit des Weibes ihren Mitschwestern in Wort und Schrift kundtun; sie legen sich mit wahrer Engelsgeduld und willfährigem Geldbeutel auf den Verschönerungsstuhl, wo weißgeschürzte, ewig lächelnde und munter plaudernde Mägdelein den Zauberapparat der ewigen Jugend bedienen.

Der Vorgang in solch einem Verschönerungsinstitut ist etwa folgender: Man wird in weißes Linnen gehüllt und auch der Haarschopf kriegt eine solche Haube, dann wird der Strahendred mit einem Fettklappchen von der Nase gewischt und triumphierend hält die Jüngerin Aphroditens einem die so erhaltene dunkle Stelle vor die Nase. „Sehen Sie, gnädige Frau (wer sich massieren läßt, ist immer gnädig), soviel Schmutz hat man im Gesicht.“ Diese Wahrnehmung macht man übrigens jeden Morgen und jeden Abend unter eigener Regie! Nun kommt ein recht wohlriechendes Fettpräparat aufs Angesicht und die also lackierte Chose wird in eine überdimensionale Käseglocke gesteckt, der hinwiederum Dämpfe, ebenfalls wohlriechender Natur, entströmen. Man kriegt ein Tuch über den Deck geworfen und hat nun hier, solange es die Behandelnde für nötig hält, zu schweigen. Dann wird man ausgepackt und begrüßt im Spiegel ein zwar krebsartiges, dafür aber gut ausgespanntes Gesicht mit blinkenden Neugelein und glühenden Wädchen. Nun wird der Schweiß abgetupft, ein wohlparfümiertes Wasserlein aufs Antlitz geträufelt, man darf noch ein wenig ausschmaufen, dann ist man in Gnaden entlassen.

Natürlich muß solch komplizierte Arbeit entsprechend bezahlt werden und je vornehmer die Aufmachung, die Gegend und der Name der Wunderdokterin, desto mehr darf die Schönheitssucherin berappen. Mit dieser Prozedur ist aber die Wandlung zur ewigen Jugend noch lange nicht vollzogen. Morgens und abends hat man dann eigenhändig mit den verschriebenen Cremes, Wässern und Gelen auf dem Gesicht herumzuführen und auch bei der häuslichen Verjüngungskur entscheidet wiederum die „Qualität“ der verwendeten Ingredienzien! So sagt der Fachmann und der Laie zahlt!

Josephine Kaiser.

Der Heiratsantrag. „Ich muß Sie heiraten, Grace.“ — „Aber Sie haben ja noch gar nicht meine Eltern gesehen.“ — „Doch, Traudl!“

Breach of promise.

Zu deutsch heißt das: Das gebrochene Eheversprechen. Die englischen und amerikanischen Zeitungen bringen ständig solche Breach of promise-Fälle, und sie enden fast immer mit der Verurteilung des Mannes, denn die Galanterie der angelsächsischen Richter ist groß. Die veränderliche Seite sind die Umstände, unter denen das Eheversprechen angeblich gemacht wurde. Die Leute scheinen sich die merkwürdigsten Plätze hierfür auszusuchen. Anstatt in den abendlichen Autos auf der Landstraße oder in mondbelegänzten Wäldern, schwören die Delinquenten ewige Treue in voller Öffentlichkeit, vor Zeugen, die dann vor Gericht erscheinen und die Sache des armen, verlassenen Mädchens vertreten. Einmal las ich in einer kanadischen Zeitung von einem Pärchen, welches ich (das Bild ließ keinen Zweifel darüber) im kritischen Moment mit meinen eigenen Augen gesehen hatte. Gern wäre ich als Gegenzeuge aufgetreten, denn ich hatte nichts von Liebeschwüren gehört, aber es war zu spät.

Schon im Pullman-Wagen waren mir die beiden aufgefallen. Er saß ganz still, und sie sprach in einem fort. Jede Viertelstunde kam ein junger Verkäufer durch den Mittelgang und rief: „Bralinen, Schokolade, Kaugummi“, und mein schweigsames Bisavis kaufte dann seinem Mädchen alles der Reihe nach: Bonbons, Erdnüsse, Schokolade und Kaugummi. Und sie lautete und rebete viel. Nur einmal schwieg sie nachdenklich, als der alte Pullman-Keger, der ab und zu durch den Wagen kam, um uns auf die „historischen“ Sehenswürdigkeiten aufmerksam zu machen, ausrief mit einer Grabesstimme wie ein verstorbenen Geschichtsprofessor, der im Sarge keine Ruhe findet: „Der Mistelzweig an der alten, alten Eiche!“ Denn unter einer Mistel ob sie nun auf einer alten Eiche sitzt oder über einer Zimmerlur angebracht ist, dürfen angelsächsische Mädchen sich küssen lassen. Das war ein alter Brauch, über den die Zeit hinweggeschritten ist, denn wo gäbe es so viele Misteln, wie man sie heute braucht!

Bald darauf befanden wir uns alleamt in einer Landschaft voller Farbjuwelen aus Licht, Wasser und Wasserstaub, eingefaßt von stillen Wäldern und glattrasierten Parks: Niagara. Jetzt hatten wir die Wahl unter drei Expeditionen: entweder nach der Höhle der Winde oder auf dem kleinen Dampfer „Maiden of mist“, das heißt übrigens nicht Mistmädel, sondern Nebelmaid, in den nassen Nebel der Wasser hinein, oder eine Abfahrt in den Tunnel unter dem ungeheuren kanadischen Fall, dem sogenannten Hufeisenfall. Ich entschloß mich für den Hufeisenfall.

Die Reisegesellschaft wurde ohne lange Erklärung in zwei verschiedene Ankleideräume auseinander bugsiert. Dann wurden Männer und Frauen in schwarzen Gummianzügen und ebensolchen Schaffstiefeln einander wiedergegeben, in dieser Taucherummung abwärts befördert, und schließlich befanden wir uns in einem langen, mit Holz ausgelegten Schacht, der naß und schlüpfrig unter dem Fall entlang führt. Ab und zu genießt man einen Ausblick auf die stürzenden Wassermassen, die, gegen das Tageslicht gesehen, in grauer, manchmal beinahe schwarzer Bhalang herniederdonnern. Ich sage ausdrücklich „donnern“, wir konnten kein Wort von dem verstehen, was wir da unten auf der letzten kleinen Plattform im merkwürdigen Halbdunkel zwischen Fels und entseffelmtem Wasser einander sagten, zuriefen, vorzählten. Die Stimme der Natur überlötete alle Menschenlaute.

Und da — so behauptete sie vor Gericht — an dieser Stelle, soll ihr der Treulose die Ehe versprochen haben. Die Stimme Schaljapins hätte nicht dazu ausgereicht. Die „Betrogene“ hätte das Eheversprechen niemals verstehen können, geschweige denn ein Zeuge. Ich kann beschwören, daß dergleichen ganz ausgeschlossen ist, und wahrscheinlich hat es der Angeklagte selbst geschworen. Aber es hat ihm nichts genügt, er mußte 2000 Dollar zahlen. Und das, finde ich, ist zu viel für so einen Ausflug.

Heinrich Hemmer.

Muttermilch tötet Bakterien.

Daß Brustkinder gegen Diphtherie, Keuchhusten, Masern und ähnliche Krankheiten weit mehr Schutzstoffe mitbekommen als Flaschenkinder, ist allgemein bekannt. Durch die Forschungen des Bacteriologen Dr. Schloepfi scheint erwiesen zu sein, daß der Muttermilch direkt eine bakterientötende Kraft innewohnt. Wird die Milch bei gewöhnlicher Temperatur gehalten, so behält sie diese Kraft für 60 Stunden oder noch länger. Die Milch ist sogar imstande, Bakterien zu zerstören, die normalerweise in ihr gar nicht vorkommen; durch Kochen werden die bakterientötenden Eigenschaften der Milch zerstört. Dem Forscher gelang es, die Milch zu filtrieren, wobei eine klare grünliche Flüssigkeit erhalten wurde, die Eiweiß, aber kein Fett enthält. Die in der Milch natürlich vorkommenden Keime blieben mit dem Fett zurück, aber das Filtrat hatte die Fähigkeit, Bakterien zu töten, beibehalten.

—erg.

Fünfuhrtee mit Tanz.

Fünfuhrtee mit Tanz in einer der unzähligen Amüsierstätten von Berlin W. Gedeckpreis — es gibt hier keinen tassenweisen Ausschank — von 2,50 Mark aufwärts.

Schon beim Eintritt sieht man weit mehr Frauen als Männer; die wenigen Herren gleihen meist das edle Gebräu hastig hinunter, um sich sofort wieder in ihre Zeitung, Geschäftskorrespondenz oder sachlichste Konversation mit einem Geschäftsfreund zu vertiefen.

Da sitzen sie nun, all die vielen Mädchen und Frauen, von der zartesten und darum noch recht hoffnungsfreudigen Mädchenblüte bis zu Vertreterinnen jener Altersklasse, deren Spuren auch der geschicktest aufgetragene Puder und das feinste geschürzte Röckchen nicht mehr verheimlichen können. In spinnwebfeinen Strümpfen — selbst wenn das Thermometer minus 20 Grad zeigen sollte — tadellos frisiertem Bubiköpfchen, das Gesicht auf lech, niedrig oder dämonisch koloriert, sitzen da und warten...

Tiefstes Mitleid gebührt den „Novizen“, den Anfängerinnen. Die stürzen fast atemlos herein, so, als ob in den nächsten fünf Minuten ihr Zug abginge. Und nach drei geschlagenen Stunden sitzen sie immer noch da. Nervös irren ihre Augen umher. Alles an ihnen vibriert, sogar der Ellenbogen. Da passiert einer dieser Unglückseligen das Malheur, ihres Nachbarn wohlgefülltes Sahnelännchen umzustößen. Auf solch unliebsames Intermezzo reagiert der Betroffene — in diesem Fall Begossene — je nach Temperament und Bildungsstufe. Dieser Nebenmann tut die Angelegenheit mit einem etwas molanten Lächeln ab; auf jeden Fall aber war dies der ungeeignetste Auktakt für eine Annäherung. Sichtlich betrübt von dem allgemeinen Mißerfolg wird das Mädchen noch um 100 Prozent fröhliger. Sie trinkt und raucht hastig, weit über ihr schmales Budget hinaus und hofft und harret immer noch. Aber es kommt keiner! Man holt sie wohl verschiedentlich zum Tanze, stellt sie dann aber prompt wieder an ihren Platz zurück. Sie verschwindet, kommt wieder — mit frisch aufgeblühten Kirschentippen und neubereiteten Wangen. Auch in ihrer Abwesenheit hat sich leider nichts ereignet. Nur der „Begossene“ war, um weiteren Ueberraschungen vorzubeugen, entfloht.

Da gefror dem Mägdlein das Lächeln nach und nach im Gesicht, und durch die buntbemalte Fassade grinst graue Verzweiflung. Nun kramte sie aus ihrem schon etwas schadhafte Handtäschchen ihre paar Kröten zusammen und bezahlte. Sie war beiseite keine von den Eleganten. Sie paßte überhaupt gar nicht in dieses Milieu. Sicherlich wohnt sie auch nicht in einer feudalen Pension in Berlin W., sondern in irgendeinem armseligen Stübchen eines Außenbezirkes. Und Abendbrot? Dazu wird es nach dieser Ausgabe kaum mehr reichen.

Nun trippelt sie, etwas getrübt zwar, aber doch wieder angetan mit dem gewissen Lächeln für die Straße davon. Vor der Tür sieht sie sich ein wenig ratlos um. Wohin sie jetzt gehen soll, weiß sie eigentlich selber nicht. Nach Hause, nein! Unschlüssig schlendert sie weiter. Nach ein paar Schritten bleibt sie vor den Bildern eines Kinos stehen. Eine schöne, elegante Frau am Volant ihres Sechszylinders, im märchenhaft schönen Park eines Riesenbesitzes, an der Riviera, im Ballsaal, an der Roulette. Und Männer, die ihr huldigen, ihr allen Reichtum zu Füßen legen. Das kleine, armselige Mädel draußen baut Luftschlöffer... Es sind ja schon so viele Stars entdeckt, aus ihrer ärmlichen Gegenwart in eine glanz- und lichtumflossene Zukunft gehoben worden. Warum nicht auch sie? Und sie hofft. Wie im Trancezustand geht sie an die Kasse und erhebt den billigsten Platz. Drinnen, oh, da wird sie ihre Träume weiterspinnen und zwei Stunden lang selig sein. Wenn dann die Türen aufgerissen werden und das Publikum nach außen strömt, dann wird sie mit unsanfter Hand wachgerüttelt. Daheim sitzt die nüchterne, grausame Wahrheit. Und morgen wird die Schwärmerin, wenn es dazu noch reicht, weiterträumen.

Clarisse.

Sexuelle Aufklärung strafbar — natürlich in USA! Vor einem Gericht des Uncle Sam stand Frau Hele Ware Denett, Mutter zweier erwachsener Söhne, wegen „Verbreitung obszöner Literatur“. Sie hatte vor 14 Jahren für ihre Söhne einen Begleiter in sexuellen Fragen geschrieben, der so einwandfrei ist, daß er seit vielen Jahren von Jugendorganisationen aller Art, darunter vom „Christlichen Verein junger Männer und junger Mädchen“, verteilt wird. Dennoch ist es dem Bundes „Töchter der amerikanischen Revolution“, einem Klub wildgewordener Kaffeeschwesterinnen, gelungen, Frau Denett mit ihren Söhnen auf die Anklagebank zu bringen. Nach einem Gesetz kann nämlich die Versendung unzüchtiger Drucksachen durch die Post mit 5 Jahren Gefängnis und 10 000 Dollar Geldstrafe geahndet werden. Da Kläger und Angeklagte das Recht haben, an die Geschworenen Fragen zu stellen und die Geschworenen auf Grund ihrer Antworten abzuurteilen, so lehnte der Staatsanwalt alle Geschworenen ab, die jemals etwas von dem Sexualhygieniker Meaten gelesen hätten. Von den Entlastungszeugen — darunter prominenten Sachverständigen — wurde nicht ein einziger vernommen, „da sonst die Verhandlung einen Monat in Anspruch nehmen würde“. So wurde Frau Denett verurteilt und die Presse wagte nicht, dagegen zu protestieren, aus Furcht wegen „Verächtlichmachung des Gerichts“ angeklagt zu werden.

Um die Befreiung der Frauen Asiens.

Die europäische Kultur fordert im fernen Osten blutige Opfer von den Frauen. Der Mann, an ihre Sklaverei gewöhnt, will ihr nicht die Rechte gewähren, die er für sich in Anspruch nimmt. So berichten die „Aswestija“ aus Samarland von zwei blutigen Dramen. Im ersten Falle handelte es sich um die Delegierte der Frauenabteilung Tschita Bibi Baltabajewa, die eine äußerst rege Tätigkeit für die Befreiung der Frauen in ihrem heimatlichen Ort entwidete. Ihr Mann, der Mörder, nach der Ursache seines Verbrechens befragt, erklärte, daß er von seinen Landsteuten zu seiner Tat angestiftet worden sei, da diese befürchteten, daß nun alle Frauen, durch die Agitation der Baltabajewa aufgerüttelt, ihre Gesichter entschleiern würden. Für die Ermordung seiner Frau hatte man ihm Reis und manches andere verschprochen.

Ein ähnliches Verbrechen ereignete sich in Buchara. Auch hier war das Opfer eine Usbeterin Adasat Burchawara, die von dem Bezirkskomitee der Kommunistischen Partei zu den Frauenkursen delegiert war. Die Mißhandlungen durch ihren Mann veranlaßten sie, die Kurse aufzugeben. Es gelang ihr aber, eine Scheidung zu erzwingen, und sie verließ ihre Heimat, um weiter zu lernen. Unterwegs fand sie den Tod durch die Hand eines Mörders, der von ihrem Mann gedungen war. G. R.

Lungentuberkulose und Monatsblutung.

Wie die „Schweizer Medizinische Wochenschrift“ mitteilt, hat man neuerdings einen sicheren Zusammenhang zwischen der Lungentuberkulose und den monatlichen Blutungen festgestellt, und hat in 75 Prozent aller untersuchten Fälle gefunden, daß deutliche Temperatursteigerungen vor Eintritt der monatlichen Regel auftraten, die auch während der Periode und noch einige Tage nachher anhielten. Da Temperaturerhöhungen auf eine Verschlimmerung des Leidens hindeuten, dürfen diese Anzeichen nicht unbeachtet bleiben, besonders wo es sich um Steigerungen über 37,6 Grad handelt.

Ebenso wie die Temperaturerhöhungen sprechen auch andere Unregelmäßigkeiten der Periode dafür, daß der tuberkulöse Prozeß noch lange nicht zum Abschluß gekommen ist. Ein besonders ungünstiges Zeichen ist das völlige Ausbleiben der Regel, das fast immer mit vermehrtem Husten, Auswurf und Nachtschweiß verbunden ist. —erg.

Amerikanische Kochrezepte.

Die amerikanische Küche ist in Europa sehr wenig bekannt. Wenn auch in den erstklassigen Lurus-hotels der Großstädte und Kurorte, die natürlich auch für den Besuch amerikanischer Gäste eingerichtet sein müssen, amerikanische Gerichte zubereitet werden, so weiß doch die breite Bevölkerung von den amerikanischen Gerichten sehr wenig, fast nichts. Die Folge davon ist, daß man oft die sonderbarsten Ansichten über die Kochkunst Amerikas hört, die oft in dem Ausdruck „Schlangenfresser“ ihren prägnantesten Ausdruck finden. Dies ist sehr beklagenswert. Denn die amerikanischen Speisen sind nicht nur kein Schlangenfresser, sondern sie sind sogar außerordentlich schmackhaft und nahrhaft und, was ja in Amerika die Hauptrolle spielt, sie sind in jedem Haushalt leicht und billig herzustellen. Wir lassen zwei Beispiele folgen.

Spinatuppe.

Man kocht eine Schale Spinat in Wasser (eine Schale ist eine größere Kaffee- oder Teeschale) und reserviert von dem Wasser, in dem der Spinat gekocht wurde, gleichfalls eine Schale. Der Spinat wird sodann fein gehackt oder durch ein gröberes Sieb gedrückt. Dann läßt man zwei Eßlöffel Butter schmelzen und vermischt sie mit zwei Eßlöffeln Mehl und fügt noch etwas Salz, je nach Geschmack, hinzu und vermischt alles gut. Dann sügt man zwei Schalen Milch und die Schale Spinatwasser hinzu und kocht unter ständigem Rühren, bis die Mischung heiß wird. Dann fügt man den Spinat und einen Kaffeeöffel fein gehackter Zwiebeln hinzu und kocht noch etwa fünf Minuten. Dann ist die Suppe fertig und kann serviert werden. Besondere Feinschmecker können auf jeden Teller Suppe noch einen Kaffeeöffel Schlagobers geben. Die Portion ist für drei Personen berechnet. Als weite Würze kann eventuell noch etwas Pfeffer verwendet werden.

Fischhajsee.

Man vermischt eine Schale gehackten, gekochten Fischfleisches mit Kartoffelpüree. (Mus, gequetschte Kartoffeln mit etwas Milch und Butter, auch Salz. Die Kartoffeln werden vor dem Zerquetschen fett zergehen, schüttet die oben erwähnte Mischung darauf und breitet sie flächenförmig auf der Pfanne aus. Dann läßt man sie auf kleinem Feuer langsam kochen, bis sich eine braune Anlagenschicht am Grund bildet. Dann löst man die Masse von der Pfanne ab, rollt sie zusammen oder legt sie zusammen und serviert sie mit heißer Tomatenjus. Man kann zu dieser Speise auch Fischreste von einer früheren Mahlzeit verwenden, die auf dies Weise sparsam verwertet werden können. (Für drei Personen.)

Kindergeist.

Der kleine Kapitalist. Horsts Vater wird von seiner Firma zu einem Vortrag nach der Technischen Hochschule geschickt. Der achtjährige Horst: „Na, Bati, da lernst du ja wieder was! Wenn die andern dann was von dir wissen wollen, mußt du dir Geld dafür geben lassen!“